

Nr. 91. Bromberg, den 18. September 1924.

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

(6. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Fritz Nettenmair dachte den ganzen Tag, was das sein möge, was Apollonius ihm morgen sagen wolle: „morgen; weil ich heut nicht gelaunt bin? Gelaunt? Ich habe den Federchensucher in meine Karten sehen lassen. Hätt' ich's nicht, wär' er plump herausgegangen; nun hab' ich ihn gewarnt und vorsichtig gemacht. Ich bin zu ehrlich mit solch einem falschen Spieler; ich muß verlieren. Gut; ich will morgen „gelaunt" sein, ich will tun, als wär' ich blind und taub; als säh' ich nicht, was er will, und wär's noch deutlicher. Eine Spinnenwebe auf meinen Rockklappen, damit er was zu bürsten hat. Ich kann's nicht leiden, wenn mir so einer ins Gesicht sieht, solch ein Heuchler!"

Und so vorbereitet und entschlossen, den Lister zu überlisten, gält's auch die schwerste Probe von Selbstbeherrschung, fand Apollonius den Bruder am folgenden Tage seiner harrend. Auch Apollonius hatte seinen Entschluß gefaßt. Er wollte sich von keiner Laune des Bruders mehr irren lassen; es kam ja eben darauf an, all diesen Launen ihre Quelle abzuschneiden. Fritz bot ihm den unbefangensten, jovialsten guten Morgen, der ihm zu Gebote stand. „Wenn du mich ruhig und brüderlich anhören willst," sagteApollonius, „so hoff' ich, dieser Morgen soll der beste sein für dich und mich und uns alle." „Und uns alle," wiederholte Fritz, und legte von seiner Erklärung der drei Worte nichts in seinen Ton. „Ich weiß, daß du immer an uns alle denkst; drum rede nur jovial vom Herzen weg, ich [illegible] auch so." Apollonius ließ die beabsichtigte Einleitung weg. Er hatte [illegible] und vorsichtig sein gelernt, aber klug und vorsichtig gegen einen Bruder sein, hätte ihm Falschheit geschienen. Selbst, hätte er die Falschheit des Bruders gekannt, er wäre nicht auf dessen Gedanken von den gleichen Waffen gekommen. Er hätte sich seine Erfahrung als Täuschung ausgeredet.

„Ich glaube, Fritz," begann er herzlich, „wir hätten anders gegeneinander sein sollen, als wir seither gewesen sind." Er nahm aus Gutmütigkeit die halbe Schuld auf sich. Der Bruder schob ihm in Gedanken die ganze zu, und wollte jovial das Gegenteil versichern, als Apollonius fortfuhr. „Es war nicht zwischen uns wie sonst, und wie es sein sollte. Die Ursache davon ist, soviel ich weiß, nur der Widerwille deiner Frau gegen mich. Oder weißt du noch eine andere?" „Ich weiß keine," sagte der Bruder mit bedauerndem Achselzucken; aber er dachte an Apollonius' Heimkunft gegen seinen Rat, an den Ball, an die Beratung auf dem Kirchenboden, an seine Verdrängung von der Reparatur, an den ganzen Plan des Bruders, an das, was davon ausgeführt, an das, was noch auszuführen war. Er dachte daran, daß Apollonius eben an dem letzteren arbeite, und wie viel darauf ankomme, seine nächste Absicht zu erraten und zu vereiteln. Apollonius sprach indes fort und hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging. „Ich weiß nicht, woher der Widerwille deiner Frau gegen mich kommt. Ich weiß nur, daß er von nichts kommen kann, was ich mit Absicht getan hätte, mir ihn zu verdienen. Kannst du mir den Grund sagen? Ich will sie nicht anklagen; es ist möglich, daß ich etwas an mir habe, das ihr mißfällt. Und dann ist's gewiß nichts, was zu loben oder nur zu schonen wäre. Und ich will dann ebenso gewiß der Letzte sein, es zu schonen, weiß ich nur, was es ist. Weißt du's, so bitte, sag' es mir. Etwas Schlimmes darfst auch du nicht an mir schonen, und täte dir's auch noch so weh. Weißt du's und sagst mir's nicht, so ist's nur darum. Aber du kränkst mich nicht damit, gewiß nicht, Fritz." — Fritz Nettenmair tat, was Apollonius eben getan; er maß den Bruder in seinen Gedanken nach sich. Das Ergebnis mußte zu Apollonius' Nachteil ausfallen. Apollonius nahm sein gedankenvolles Schweigen für eine Antwort. „Weißt du's nicht, fuhr er fort, so lass' uns zusammen zu ihr geh'n, und sie fragen. Ich muß wissen, was ich tun soll. Das Leben seither darf nicht so fortgehen. Was würde der Vater sagen, wenn er's wüßte! Mir ist's Tag und Nacht ein Vorwurf, daß er es nicht weiß. Es ist für uns alle besser, Fritz. Komm, lass' es uns nicht verschieben."

Fritz Nettenmair hörte nur die Zumutung des Bruders. Er sollte ihn zu ihr führen! Er sollte ihn *jetzt* zu ihr führen! Wußte Apollonius schon von ihrem Zustand, und wollte ihn benutzen? Es bedurfte der Frage nicht; wenn sie sich jetzt nur sah'n, mußten sie sich verstehen. Dann war es da, was zu verhindern er seit Wochen sich keine Stunde lang Ruhe gegönnt. Dann war es da, wovon er wußte, es mußte kommen, und doch Verzweiflungsanstrengungen machte, ihm das Kommen zu wehren. Sie durften sich jetzt nicht einander gegenüberstehen; sie durften sich jetzt nicht sehen, bis er eine neue Scheidemauer zwischen sie gebaut. Woraus? Darauf zu sinnen war jetzt nicht Muße. Einen Vorwand mußte er haben, den Gang zu ihr zu verhindern; Zeit, den Vorwand zu finden. Und nur um die Zeit zu gewinnen, lachte er: „Freilich! jovial fragen. Wer fragt, wird berichtet. Aber wie fällt dir das eben jetzt ein? Eben jetzt?" Ein Gedanke, der ihn überwältigend traf wie ein Blitz, wurde ohne seine Wahl zu dieser Frage.

Apollonius war schon an der Tür. Er wandte sich zurück zum Bruder und antwortete mit einer Freude, die diesem eine teuflische schien, weil er ihm nicht in das ehrliche Gesicht sah. Dafür würde Apollonius in des Bruders Antlitz ein Etwas von Teufelsangst ertappt haben, hätte dieser es ihm zugewandt. [illegible] vielleicht dennoch nicht. Er würde den Bruder vielleicht für krank [illegible] haben, so ohne die mindeste Ahnung von dem, was den Bruder [illegible] ängsten könne, als er war. Ja, was ihn freute, mußte ja auch den Bruder freuen. „Früher", entgegnete Apollonius, „mußt' ich fürchten, sie noch mehr zu erzürnen. Und das würde dir noch weniger lieb gewesen sein, als mir." Der Bruder lachte und bejahte in seiner jovialen Weise mit Kopf und Schultern, um nur etwas zu tun. Und sein: „Und jetzt?" schien nun vom Lachen halb erstickt, nicht von etwas anderem. „Deine Frau ist anders seit einiger Zeit", fuhr Apollonius vertraulich fort. — „Sie ist" — antwortete Fritz Nettenmairs Zusammenzucken wider seinen Willen, und wollte sagen, wofür er sie hielt. Es war ein arges Wort. Aber würd' er selbst, der sie dazu gemacht, es ihm sagen? Nein, es ist noch nicht da, was er fürchtet. Und wenn es kommen muß; er kann's noch verzögern. Er hält mit Gewalt seiner Erregung den Mund zu. Er fragte gern: „und woher weißt du, daß sie — anders ist?", wüßt' er nicht, seine Stimme wird zittern und ihn verraten. Er muß ja wissen, wer es dem Bruder verraten hat. Hat er sie schon gesprochen. Hat er's ihr von fern aus den Augen gelesen? Oder ist ein Drittes im Spiel? ein Feind, den er schon haßt, eh' er weiß, ob er vorhanden ist. Apollonius scheint ein Etwas von des Bruders unglückseligar Lesegabe angeflogen. Der Bruder fragt nicht; sein Gesicht ist abgewandt; er kramt tief im Schranke, und sucht wie ein Verzweifelnder, und kann nicht finden; und doch antwortet ihm Apollonius. „Dein Annchen hat mir's gesagt," entgegnet er und lacht, indem er an das Kind denkt. „Onkel, sagte

das närrische Kind, die Mutter ist nicht mehr so bös auf dich; geh' nur zu ihr und sprich: ich will's nicht mehr tun; dann ist sie gut und gibt dir Zucker. So hat sie mich auf den Gedanken gebracht. Es ist wunderbar, wie's manchmal ist, als redete ein Engel aus den Kindern. Dein Ännchen kann uns allen ein Engel gewesen sein." Fritz Nettenmair lachte so ungeheuer über das Kind, daß sich Apollonius' Lachen wieder an dem seinen anzündete. Aber er wußte, es war ein Teufel, der aus dem Kinde geredet; ihm war das Kind ein Teufel gewesen und konnt' es noch mehr werden. Und doch mußte er noch über das Kind lachen, über das joviale Kind mit seinem „verfluchten" Einfall. So sehr mußte er lachen, daß es gar nicht auffiel, wie zerstückt und krampfhaft klang, was er entgegnete. „Morgen meinetwegen, oder heut' nachmittag noch; jetzt hab' ich unmöglich Zeit. Jetzt beglei' ich dich nach Sankt Georg. Ich hab' einen nötigen Gang. Morgen! Über das „verwünschte" Kind!" Apollonius hatte keine Ahnung, wie ernst das lachende „verwünscht" gemeint war. Er sagte, selbst noch über das Kind lachend: „Gut. So fragen wir morgen. Und dann wird alles anders werden. Ich freue mich wie ein Kind, und du dich gewiß auch, Fritz. Es soll ein ganz ander Leben werden, als seither." Der gute Apollonius freute sich so herzlich über des Bruders Freude! Noch wie er schon wieder auf seinem Fahrzeuge um das Kirchdach flog. Ebenso rastlos umschwankte seines Bruders Furcht das dunkle Etwas, das über ihm schwankte und ihn zu begraben drohte; noch emsiger hämmerte sein Herz an den brechenden Planen, den Sturz zu hindern; aber sein Gedankenschiff hing nicht zwischen Himmel und Erde, von des Himmels Licht bewahrt; es taumelte tiefer, und immer tiefer, zwischen Erd' und Hölle, und die Hölle zeichnete ihn immer dunkler mit ihrer Glut.

Ännchen hatte die Mutter wieder umschlungen, die in der Laube saß. Sie sah wieder mit Apollonius' Augen zu ihr auf und erzählte ihr von ihm. Und kam sie nach Kinderweise von ihm ab, so leitete die Mutter mit unbewußter Kunst sie wieder zu ihm zurück. Dann rauschte es einen Augenblick in den Blättern der Laube hinter ihr. Sie dachte, es sei der Wind, oder hörte sie es gar nicht; vielleicht, weil es nicht von Apollonius sprach. Hätte sie hingesehen, sie wäre entsetzt aufgesprungen von der Bank. Was die Blätter rauschen machte, war das stürmische Erzittern einer geballten Faust. Darüber stand ein rotes Gesicht, verzerrt von der Anstrengung, die die gehobene Faust zurückhielt. Sonst hätte sie das lächelnde Gesicht des Kindes getroffen, das, so jung, schon eine Kupplerin war. Das lächelnde, vatermörderische Gesicht! Das Kind hat ein blaues Kleidchen an; blau ist die Lieblingsfarbe Apollonius'. Sein Kind trägt seines Todfeindes Livree. Und die Mutter — o, Fritz Nettenmair kann sich noch auf die Zeit besinnen, wo sie täglich so gekleidet ging wie heute. Und fürchtet sie das nicht? Glaubt sie, was damals vorgegangen, gibt ihr ein Recht, ihn nicht zu fürchten? Ein Recht, in Schande zu leben, weil es seine Schande ist? Das alles reißt an der gehobenen Faust. Und jetzt sagt die Mutter vor sich hin, und hat das Mädchen vergessen: „Der arme Apollonius!" — Was hält die Faust zurück? [illegible] muß Fritz sagen, wie er mich [illegible] Er ist so gut. Nicht, Ännchen?" [illegible] nickt und hört die Frage nicht. Sie [illegible] keiner Antwort. „Fritz ist zornig auf ihn, weil er mich einmal gekränkt hat. Ich hab's lang vergessen. Er ist anders, und Fritz tut ihm unrecht, wenn er meint, er ist noch immer so. Und vielleicht ist er nie so gewesen, und die Menschen haben Fritz belogen. Wir wollen gut sein gegen ihn, damit er froh wird. Ich kann's nicht ertragen, wie er traurig ist. Ich will's ihm sagen, dem Fritz." So schließt die junge Frau ihr Selbstgespräch; ihr ganzes süß vertrauliches Mädchenwesen ist wieder aufgewacht, und Fritz Nettenmair begreift, das Tun, zu dem der Zorn ihn hinreißen will, muß erschlaffen, was noch nicht ist, muß beschleunigen, was kommen wird. Er ist arm geworden, entsetzlich arm. Die Zukunft ist nicht mehr sein; er darf nicht auf Tage hinaus rechnen; er lebt nur noch von Augenblick zu Augenblick; er muß festhalten, was zwischen dem Gegenwärtigen ist und dem Nächstkommenden. Und dazwischen ist nichts als Qual und Kampf.

Er hat die Frau bis jetzt geliebt, wie er alles tat, wie er selbst war, oberflächlich — und jovial. Das Gewissen hat seine Seele ausgetieft. Die Furcht vor dem Verluste hat ihn ein anders Lieben gelehrt. Das Lieben lehrte ihn wiederum ein ander Fürchten. Hätt' er sie früher so geliebt, wie jetzt, ihre tiefste Seele hätte sich ihm vielleicht geöffnet, sie hätte auch ihn geliebt. Sie haben Jahre zusammen gelebt, sind nebeneinander gegangen, ihre Seelen wußten nichts voneinander. Dem Leibe nach Gattin und Mutter, ist ihre Seele ein Mädchen geblieben. Er hat die tieferen Bedürfnisse ihres Herzens nicht geweckt, er kannte sie nicht; er hätte sie nicht befriedigen können. Er erkennt sie erst, wie sie sich einem Fremden zuwenden. Er fühlt erst, was er besaß, ohne es zu haben, nun es einem anderen gehört. Mit welcher Empfindung sieht er die Knospe ihres Angesichts sich entfalten, die er schon für die Blume hielt! Welch nie geahnter Himmel öffnet sich da, wo er sonst Genüge hatte, sein eigen Spiegelbild zu finden. Und wieviel er sah; all den Reichtum an hingebendem Vertrauen, an Opferfähigkeit, an verehrendem Aufstaunen und dienendem Ergeben zu fassen, der in der Morgenröte dieses reinen Angesichtes aufging, war sein Auge, auch krankhaft weit geöffnet, noch zu eng. Sein Schmerz übermannte einen Augenblick seinen Haß. Er mußte sich fortschleichen, um das Geständnis seiner Schuld vor dem Antlitz zu flüchten, dessen Blick er jetzt wie ein Verbrecher fürchtete, so sanft war es.

Gegen Abend wurde die junge Frau plötzlich von zwei Männerstimmen aus ihren Träumen geweckt. Sie saß unfern der verschlossenen Schuppentür im Grase. Fritz war eben mit dem Bruder von der Hintergasse in den Schuppen getreten. Sie hörte, er zog den Bruder mit Wohligs Anne auf. Anne sei die beste Partie in der ganzen Stadt und der Bruder ein Spitzbube, der die Welt kenne und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt. Die Anne nähe schon an ihrer Aussteuer, und ihre Basen trügen die Heirat mit Apollonius von Haus zu Hause. Die junge Frau hörte ihn fragen, wann die Hochzeit sei? Sie hatte sich entfernen wollen; sie vergaß es; sie vergaß das Atmen. Und drauf hätte sie fast laut aufgejubelt: Apollonius sagte, er heirate gar nicht, die Anne nicht, noch sonst eine. Der Bruder lachte. „Drum hast du den Abend deiner Heimkehr nur mit der Anne getanzt und sie heimgeleitet?" „Mit deiner Frau hätt' ich getanzt", entgegnete Apollonius. „Du warntest mich, deine Frau würde mir einen Korb geben, weil sie so unwillig auf mich war. Ich wollte nun gar nicht tanzen. Du brachtest mir die Anne und wie du gingst, fragtest du sie, ob ich sie heimbegleiten dürfe. Da konnt' ich nicht anders. Ich habe nicht daran gedacht, die Anne —" „Zu heiraten?" lachte der Bruder. „Nun, sie ist auch zum — Spaße hübsch genug und der Mühe wert, sie vernarrt in dich zu machen." „Fritz!" rief Apollonius unwillig. „Aber es ist nicht dein Ernst", besänftigte er sich selbst. „Ich weiß, du kennst mich besser, aber auch im Scherz soll man einem braven Mädchen nicht zu nah treten." „Pah", sagte der Bruder, „wenn sie es selbst tut. Was kommt sie uns in's Haus und wirft sich dir an den Kopf?" „Das hat sie nicht", entgegnete Apollonius warm. „Sie ist brav und hat sich nichts Unrechtes dabei gedacht." „Ja, sonst hättest du sie zurechtgewiesen", lachte Fritz, und es lag Hohn in seiner Stimme. „Wußt' ich", sagte Apollonius, „was sie dachte? Du hast sie mit mir aufgezogen und mich mit ihr. Ich habe nichts getan, was solche Gedanken in ihr erwecken konnte. Ich hätt's für eine Sünde gehalten."

Die Männer gingen ihren Weg wieder zurück. Christianen fiel's nicht ein, sie hätten auch auf den Gang kommen können, wo sie stand. Was von Offenheit und Wahrheit in ihr lag, war gegen ihren Gatten [illegible]. Nicht die Leute hatten ihn [illegible] er war selber falsch. Er hatte sie [illegible] Apollonius belogen, und sie hatte irrend Apollonius gekränkt. Apollonius, der so brav war, daß er nicht über die Anne spotten hören konnte, hatte auch ihrer nie gespottet. Alles war Lüge gewesen von Anfang an. Ihr Gatte verfolgte Apollonius, weil er falsch war, und Apollonius brav. Ihr innerstes Herz wandte sich von dem Verfolger ab und dem Verfolgten zu. Aus dem Aufruhr all ihrer Gefühle stieg ein neues heiliges siegend auf, und sie gab sich ihm in der vollen Unbefangenheit der Unschuld hin. Sie kannte es nicht. Daß sie es nie kennen lernte! Sobald sie es kennen lernt, wird es Sünde. — Und schon rauschen die Schritte durchs Gras, auf denen die unselige Erkenntnis naht.

Fritz Nettenmair mußte seine neue Scheidemauer aufbauen, ehe er den Bruder zu seinem Weibe führte. Deshalb kam er. Sein Gang war ungleich; er wählte noch und konnte nicht entscheiden. Er wurde noch ungewisser, als er vor ihr stand. Er las, was sie fühlte, von ihrem Antlitz. Es war zu ehrlich, um etwas zu verschweigen. Er kannte zu wenig, wovon es sprach, um zu denken, es müßte dies verbergen. Er fühlte, mit den alten Verleumdungen werde er nichts mehr bei ihr vermögen. Er konnte sie über ihre Gefühle aufklären, sie dann bei ihrer Ehre, bei ihrem weiblichen Stolze fassen. Er konnte sie zwingen — wozu? Zur Verstellung? Zum Leugnen? Zur Verheimlichung, wenn sie einmal wußte, was sie wollte? Würde sie nicht zu sich sagen: den Betrüger betrügen, das Gestohlene heimlich wieder nehmen, ist kein Betrug, kein Diebstahl. Das war's! Das Bewußtsein seiner Schuld verfälschte ihm die Dinge, die Menschen. Er kannte das starke Ehrgefühl seiner Frau, wie die bis zum Eigensinn feste Rechtlichkeit des Bruders, und er hätte beiden in allem getraut; nur in dem einen traute er ihnen nicht, wo er das Gefühl hatte, er habe es verdient, von

ihnen betrogen zu sein. So zog er doch den Weg vor, den er bis jetzt gegangen. Er machte einen kleinen Umweg über des „Federchensuchers Narrheiten". Er wußte, kleine Lächerlichkeiten sind geschickter, eine werdende Neigung zu vernüchtern, als große Fehler. Er agierte Apollonius, wie er den Weg, den er mit einem Lichte gemacht, noch einmal zurückging, aus Sorge, er könnte einen Funken verloren haben. Wie es ihn bei Nacht nicht ruhen ließ, wenn ihm einfiel, er habe bei einer Arbeit seinen gewöhnlichen Eigensinn vergessen, oder ein Arbeiter hatte das strenge Wort nicht verdient, das er, vom Drange der Geschäfte erhitzt, gegeben. Wie er aus dem Bette aufgesprungen, um ein Lineal, das er im schiefen Winkel mit der Tischkante hatte liegen lassen, in den rechten zu rücken. Dabei strich und blies Fritz Nettenmair sich eingebildete Federchen von den Ärmeln. Er sah wohl, seine Mühe hatte den verkehrten Erfolg. Gereizt dadurch griff er zu stärkeren Mitteln. Er bedauerte die Anne, die Apollonius durch Scheinheiligkeit in sich vernarrt gemacht; und erzählte, auf wie gemeine Weise er sie öffentlich verspotte. Auf den Wangen der jungen Frau war ein dunkles Rot aufgestiegen. Offene, naive Naturen haben einen tiefen Haß gegen alle Falschheit, vielleicht weil sie instinktmäßig fühlen, wie waffenlos sie vor diesem Feinde stehen. Sie zitterte vor Erregung, als sie aufstand und sagte: „Du könntest das tun, du; er nicht." Fritz Nettenmair schrakzusammen. In dem Anblick der Gestalt, die voll Verachtung vor ihm stand, war etwas, das ihn entwaffnete. Es war die Gewalt der Wahrheit, die Hoheit der Unschuld dem Sünder gegenüber. Er raffte sich mit Anstrengung zusammen. „Hat er dir das gesagt? Seid ihr schon so weit?" preßte er hervor. Sie wollte nach dem Hause gehen; er hielt sie auf. Sie wollte sich losreißen. „Alles hast du gelogen", sagte sie, „ihn hast du belogen, mich hast du belogen. Ich habe gehört, was du vorhin im Schuppen mit ihm sprachst." Fritz Nettenmair atmete auf. So wußte sie nicht alles. „Mußt' ich's nicht?" sagte er, indem sein Auge sich der Reinheit des ihren gegenüber kaum aufrecht hielt. „Mußt' ich nicht, um deine Schande zu verhindern? Soll der Federchensucher dich verachten?" Noch drückte ihr Blick den seinen nieder. „Weißt du, was du bist? Frag' ihn doch, was eine Frau ist, die Ehre und Pflicht vergißt? An wen denkst du mit Gedanken, wie du nur an deinen Mann denken solltest? Wenn du wie eine verliebte Dirne umherschleichst, wo du meinst, ihn zu sehen. Und meinst, die Menschen sind blind. Frag' ihn doch wie er so eine nennt? O, die Leute haben schöne Namen für so eine." Er sah, wie sie erschrak. Ihr Arm bebte in seiner Hand. Er sah, sie begann ihn zu verstehen. Er hatte ihren Trotz gefürchtet, und sah, sie brach zusammen, das Zornesrot erblich auf ihrer Wange und Schamröte schlug wild über die bleiche hin. Er sah, wie ihr Auge den Boden suchte, [illegible] fühlte es die Blicke aller Menschen auf [illegible] gerichtet, als hätte der Schuppen, der [illegible], die Bäume Augen und alle [illegible] ihres. Er sah, wie sie in der Jähheit der Erkenntnis sich selbst so eine nannte, für die die Leute die schönen Namen haben. Der Schmerz strömte seinen Regen über die schamblutende brennende Wange, und die Tränen waren wie Öl; das Feuer wuchs, als eine Stimme vom Schuppen klang und sein Tritt. Sie wollte sich gewaltsam losreißen und sah mit halb wildem, halb flehendem Blicke auf, der sterbend vor den tausend Augen wieder zu Boden sank. Er sah, sein Auge, das Auge des, der durch den Schuppen kam, war ihr das schrecklichste. Er hatte seinen ganzen Mut wieder. „Sag's ihm", preßte er leise hervor, „was du von ihm willst. Wenn er ist, wie du meinst, muß er dich verachten." Fritz Nettenmair hielt die Kämpfende mit der Kraft des Siegers fest, bis er Apollonius, der fragend aus dem Schuppen sah, gewinkt, herbeizukommen. Er ließ sie, und sie floh nach dem Hause. Apollonius blieb erschrocken auf dem halben Wege stehen. „Da siehst du, wie sie ist", sagte Fritz zu ihm. „Ich hab' ihr gesagt, du wolltest sie fragen. Willst du, so gehen wir ihr nach, und sie muß uns beichten. Ich will sehen, ob meine Frau meinen Bruder beleidigen darf, der brav ist." Apollonius mußte ihn zurückhalten. Fritz gab sich nicht gleich zufrieden. Endlich sagte er: „Du siehst aber nun, es liegt nicht an mir. O, es tut mir leid!" Es war ein unwillkürlicher Schmerz in den letzten Worten, den Apollonius auf die mißlungene Aussöhnung bezog. Fritz Nettenmair wiederholte sie leiser, und diesmal klangen sie wie ein Hohn auf Apollonius, wie ein höhnisches Bedauern über eine verfehlte List.

Christiane war nach der Wohnstube gestürzt und hatte die Tür hinter sich verriegelt. An Fritz dachte sie nicht. Aber Apollonius konnte hereintreten. Sie wälzte den fieberischen Gedanken, hinaus in die Welt zu fliehen; aber wohin sie sich dachte, im steilsten Gebirg, im tiefsten Walde begegnete er ihr und sah, was sie wollte, und er mußte sie verachten. Und was wollte sie denn? Wollte sie etwas von ihm? Wenn sie in Gedanken vor ihm floh und angstvoll eine Zuflucht suchte; war er es nicht wieder, zu dem sie floh? Wenn sie in Gedanken eine Brust umschlang, daran sich auszuweinen, war es nicht seine? Der Augenblick, der sie lehrte, sie wollte etwas Böses, hatte sie ja erst gelehrt, was sie wollte. Ännchen war im Zimmer; sie hatte das Kind nicht bemerkt. Alles Leben der Mutter war bei ihrem inneren Kampfe; Ännchen sah der Mutter nicht an, was in ihr vorging. Sie zog die Mutter auf einen Stuhl und umschlang sie nach ihrer Weise und sah zu ihrem Antlitz auf. Die Mutter traf ihr Blick, als käme er aus Apollonius' Augen. Ännchen sagte: „Weißt du Mutter? der Onkel Lonius" — die Mutter sprang auf und stieß das Kind von sich, als wäre er's selbst. Sag' mir nichts mehr von — sag' mir nichts mehr von ihm! sagte sie mit zorniger Angst, daß das Mädchen weinend verstummte. Ännchen sah nicht die Angst, nur den Zorn in der Mutter Auffahren. Es war Zorn über sich selbst. Das Mädchen log, als sie dem Onkel von der Mutter Zorn über ihn erzählte. Es bedurfte der Erzählung nicht. Hatte er nicht selbst die rote Wange gesehen, mit der sie seiner und des Bruders Frage auswich; dasselbe Rot der zornigen Abneigung, mit dem sie den Heimkehrenden empfangen?

(Fortsetzung folgt.)

Speisewagen.

Von Wilhelm Lichtenberg.

Es gibt drei Typen von Reisenden: Die einen steigen ins Abteil und nehmen eine Zeitung zur Hand — eine, zwei, drei, vier — man zähle, so weit man gelernt hat! Die andern packen aus, allsogleich und essen, essen, essen — unheimlich!! — — Die dritten aber legen nur ihr Gepäck ins Netz und verschwinden in den — Speisewagen . . .

Ja — also, warum verschwinden sie in den Speisewagen? Und warum so plötzlich? Hunger? Durst? Ach Gott — nein, kein Mensch begibt sich auf die Reise, die unter Umständen auch seine letzte sein kann, ungelabt! Es gibt Bahnhofsrestaurants, es gibt alles Erdenkliche — also warum gerade so urplötzlich — Speisewagen?

Man soll möglichst wenig philosophieren, denn Philosophie ist etwas Unausstehliches, wenn man nicht gerade im alten Athen, oder in Königsberg geboren ist — aber es gibt Probleme im Leben, um die man nicht so ohne weiteres herumkommt. Zu diesen gehört für mich: Also warum Speisewagen?

Der Speisewagen ist natürlich etwas Wunderschönes, schon deshalb, weil man sich ein Billett dritter Klasse löst und wie Pierpont Morgan im Aussichtswagen vor riesengroßen Fensterscheiben sitzt und sich einbilden kann — Donnerwetter!! Weil man mit einemmale nicht mehr Fahrgast, sondern zugleich auch Hotelgast ist, also überhaupt eine Persönlichkeit, der man nicht nur die Fahrkarten einzwickt, das ist schon was! Und wie gesagt, es ist einerlei, welcher Güte man reist, in allen Fällen bittet man Beschwerden direkt an die Mitropa gelangen zu lassen und dem Bedienungspersonal keine Trinkgelder anzubieten, da es im festen Gehalt steht . . .

Man wird ein anderer Mensch, wenn man von Bänken auf Stühle kommt. Es geht uns etwa so, wie wenn wir aus der Schule entlassen werden und nun zum erstenmal im jungen Leben einen richtigen Kaffeehausbesuch wagen. Man fühlt sich ein wenig unsicher fürs erste — aber, wie gesagt — man fühlt sich! Schaffner sind ja im allgemeinen und im besonderen sehr nette und liebenswürdige Menschen, aber, da man sein Billett entweder am Schalter oder im Reisebüro löst, haben sie kein persönliches Verhältnis zum Reisenden. Man kann dieses persönliche Verhältnis allerdings auch künstlich herbeiführen, wenn man sich entschließt, ohne gültigen Fahrschein zu fahren und im Abteil Strafgebühren nachzahlt: Der Speisewagenkellner reißt uns aus den Niederungen eines wenig beachteten Daseins in die Helle des Einzellebens. Man ist also nicht mehr Fahrgast rundweg — man avanciert zum Herrn! Man wird nicht mehr von irgend einer ratternden Maschine mitgenommen wie Hundert andere auch, man ist nicht mehr etwas, das keinen Namen, keine Beachtung hat, bestimmt, auf irgendeiner Station in Europa ausgespien zu werden, sondern etwas, das sich vom Mitgenommenwerden emanzipiert hat, um einzunehmen, etwas das eine Rechnung bekommt, begrüßt, bedient und nach Maßgabe des zur Verfügung stehenden Raumes hofiert wird, man wird nicht mehr ausgespien, mit einem Wort — man wird aktiv! Und aktiv werden ist die ewige Sehnsucht des Menschen.

Und deshalb sucht man so gerne den Speisewagen auf! Das heißt, wenn man nicht zur Kategorie der Zeitungs- oder Butterbrotfresser gehört.

Es ist romantisch zu sehen, wie aus der Dürre einer Eisenbahnfahrt Schweinebraten und Omeletten hervorsprießen. Ringsherum dürre Felder, eintönige Waldzüge. Und alles das überbrückt durch den Zauber des Speisewagens! Die Vorstellung, von den Kräutern des Feldes oder den Wurzeln des Waldes leben zu müssen, geht üppig in die Gewißheit auf, daß wir im Zeitalter der Technik leben, die neben Telephon, Aeroplan und Radio auch noch das Mysterium des Speisewagens ergründet hat ...

O, man muß sich's nur ausrechnen: Sagen wir, eine Reise Wien—Berlin kostet 700 000 österreichische Kronen. Zweiter Klasse. Die Butterbrote mit Wurst belegt — auch mit Käse — 100 000. Also bitte! Man fahre dritter Klasse! Kostet nur die Hälfte. Man setze sich sofort in den Speisewagen. Und beginne zu essen! Drei Schweinebraten, vier Kaffee — Liköre will ich niemandem vorschreiben. — kurz man esse zweihundert Kilometer lang. Fazit? Ebenfalls 800 000 Kronen. Man soll tatsächlich im Speisewagen fahren! Aus den obengeschilderten Gründen — und überhaupt!

Der Rekord an Ehescheidungen in Amerika.

„Le Matin" (Nr. 12958) bringt die folgende amüsante Plauderei über die Bemühungen der amerikanischen Journalisten, die Ursachen der beunruhigenden Zunahme von Ehescheidungen in Amerika zu ergründen:

Als die amerikanischen Bürger erfuhren, daß ihre Republik alle Rekorde in Ehescheidungen (148554 Ehescheidungsurteile im Jahre 1923, während das früher erreichte Maximum 70 000 betrug) geschlagen hatte, zeigten sie einige Beunruhigung. Und die Journalisten taten, was alle Journalisten in bewegten Zeiten tun, sie stürzten zu den Fachleuten.

Der erste Fachmann, der befragt wurde, war der berühmte Doktor William J. Hickson, der angesehenste amerikanische Psychiater. Der Doktor Hickson nahm sich nicht die Mühe, lange nachzudenken. Er riß einen Zettel von seinem Notizblock und schrieb folgende Formel auf:

1. Geistesschwäche,
2. Dementia praecox.
3. Geistesschwäche plus dementia praecox.

Dann fügt er hinzu:

„Sagen Sie, daß allen moralischen Uebeln der Menschheit drei Krankheiten zugrunde liegen, die übrigens nur drei Stufen einer einzigen Krankheit darstellen .... Weisen Sie ferner darauf hin, daß in Amerika die Klassen sich zu rasch und zu leicht miteinander vermischen. Nehmen Sie an, daß eine Bauernfamilie von dementia praecox befallen wird. Die Söhne gehen ins Kolleg, sie erhalten eine gute Erziehung und besuchen unsere besten Klubs. Sie werden sich in städtisch bürgerlichen Kreisen verheiraten. Dann kommt das Drama. Eines schönen Tages wird seine Frau entdecken, daß ihr Mann ein Trottel ist und wird ihm Hörner aufsetzen .... In Europa ist das anders. Derselbe Junge wird sich auf dem Lande mit einer Bäuerin verheiraten. Diese wird eines Tages wohl die gleiche Feststellung machen. Aber sie hat eine größere Widerstandskraft und wird seine Rohheit besser ertragen. Das ist der Grund, warum wir so viele Ehescheidungen haben ..."

Die Reporter fanden diese Auffassung etwas summarisch und fragten nach der Meinung der Behörden.

Der Richter William E. Morgan, Präsident des Ehescheidungsgerichts in Neuyork, führte die Gründe der Ehescheidung auf sechs zurück:

1. Geld: Die Frauen wünschen meistens das, was sie nicht haben.
2. Die Begehrlichkeit: Die Männer vernachlässigen ihre Frauen.
3. Mangel an Moral.
4. Das Trinken: Die Prohibition in Amerika bewirkt, daß nicht nur die unteren Schichten der Bevölkerung, sondern auch die oberen jetzt trinken.
5. Der Charakter: die Leute verbringen ihre Zeit damit, zu disputieren.
6. Das Geschlecht: es bilden sich Paare, die nicht zustande kommen dürften.

Der Staatsanwalt Leonard M. Gee, durch dessen Hände jährlich viertausend Ehescheidungsklagen gehen, äußert sich ungefähr in derselben Weise.

„Ich habe, sagt er, zehn Gebote für die Ehe aufgestellt. Wenn man sie nur befolgen wollte, würde die Ehescheidung von der Erde verschwinden ..."

Und der tüchtige Beamte nennt seine zehn Gebote für die Frau und zehn für den Mann:

Für die Frau:

1. Sei nicht extravagant.
2. Halte dein Haus rein.
3. Verliere nicht jeden Charme und Anziehungskraft.
4. Aber versuche nicht mehr, die Aufmerksamkeit anderer Männer auf dich zu lenken.
5. Widersetze dich nicht der Disziplin des Vaters den Kindern gegenüber.
6. Sei nicht immer mit deiner Mutter zusammen.
7. Höre weder auf die Nachbarn noch auf Freunde, wenn es sich um eure privaten Angelegenheiten handelt.
8. Verkleinere deinen Mann nicht.
9. Sei fröhlich und aufmerksam. Eine gleichgültige Frau wird häufig durch eine lebhafte Geliebte ausgestochen.
10. Erzähle nicht immer Dienstbotengeschichten.

Für den Mann:

1. Sei großzügig nach deinen Mitteln.
2. Mische dich nicht in den Haushalt.
3. Sei fröhlich. Nichts geht einer ermüdeten Frau mehr auf die Nerven als die Heimkehr eines schweigenden Mannes.
4. Nimm Rücksicht auf deine Frau.
5. Mache ihr den Hof.
6. Brumme nicht.
7. Richte euer Heim nicht zu nahe bei dem deiner Familie oder der Familie deiner Frau ein.
8. Nimm niemals Pensionäre.
9. Pflege dein Aeußeres und sei reinlich.
10. Sei gut und gerecht gegen deine Kinder.

Der Richter Hoffmann vom Ehescheidungsgericht von Cincinnati widerspricht diesen zehn Geboten nicht. Aber er ärgert sich über die Behörde, die nicht ihre Pflicht tut:

„Der amerikanische Richter", sagt er, „ist eine Stempelmaschine geworden. Er spricht Scheidungen dutzendweise aus, ohne der Vorgeschichte der Eheleute nachzuforschen, ohne sich um das Los der Kinder zu kümmern. Ich kenne einen Kollegen, der bis zu 900 Ehescheidungen jeden Monat ausspricht. Ein anderer sagt zu mir: ‚Durch jede Ehescheidung werden vier Menschen glücklich. Ich mache also Glückliche'."

Endlich hielten die Journalisten es für nötig, die Vertreter der verschiedenen Konfessionen zu befragen. Fast alle erklärten, daß die Immoralität bedauerliche Fortschritte gemacht hat und daß der Mensch zuviel Neigung hat, sich vom Gesetz Gottes zu entfernen. Einer von ihnen indessen, der Rev. Rainsfort, gab eine der interessantesten Erklärungen ab und legte wohl den Finger in die Wunde, wenigstens soweit es Amerika angeht.

„Unser Gesetz", sagte er, „ist ein greuliches, unmoralisches, dummes Gesetz. Das Gesetz ist für das ganze Uebel verantwortlich. Es gestattet, sich sofort, fast ohne Formalitäten zu heiraten ... Nehmen Sie den Fall, bei dem ich Zeuge war: ein Kind von 15 Jahren trifft auf einem öffentlichen Ball einen Mann von 35 Jahren. Beide stellen sich am andern Morgen im Amtsgebäude vor und verlangen die Heiratserlaubnis. Sie lügt bezüglich ihres Alters, er bezüglich seiner Gesundheit. Das macht nichts. Die Sitzung findet statt, man gibt ihnen die Erlaubnis und am gleichen Abend verheiratet sie ein Geistlicher. Nach vierzehn Tagen entdeckt man, daß der Ehemann ein alter Deportierter ist und verhaftet ihn. Die schwangere Frau wird heute in einem bekannten Spital für Geschlechtskranke gepflegt ... Sehen Sie, das ist eine Geschichte, die man in Europa trotz allem nie erleben wird. Wir spotten über den europäischen Formalismus. Er hat sein Gutes, da er solche Verbrechen verhindert."

Die amerikanischen Journalisten haben diese Beobachtungen und noch einige andere zur Erbauung ihrer Leser aufgezeichnet. Einer davon, der durch die Erklärungen des Rev. Rainsford besonders betroffen wurde, schrieb den außerordentlich suggestiven Titel darüber:

„Wir degenerieren, weil es uns an Beamten fehlt."

Jede Sache hat ihre tröstlichen Seiten: Das ist wenigstens eine Ursache der Degeneration, der man in Europa nie begegnen wird!

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.